

Die Nacht im Schloss

Autor(en): **Richter, J. Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D I E N A C H T I M S C H L O S S

I.

Der Zug hält. — Ich steige aus, ein Windstoss siebt mir eine Garbe strähnigen Regen ins Gesicht. — Der kleine Bahnhof ist spärlich erleuchtet. — Einsame Lampen schwingen trübe im nächtlichen Regenwind.

Ich bleibe der einzige Reisende, der aussteigt.

Der Fahrdienstleiter pfeift den Zug ab, der pustend und stöhnend in der Nacht verschwindet.

Langsam gehe ich zur Sperre; sie ist geschlossen.

Da schlurft es durch den Regen heran; es ist der Fahrdienstleiter. Er betritt umständlich und grusslos das kleine Häuschen an der Sperre, hakt gewissenhaft die kleine Tür hinter sich zu, stellt sich aufrecht hin und nimmt mir meine Fahrkarte ab. — Dabei beobachte ich sein Gesicht, das von unten her durch die auf dem Schalterbrett stehende Dienstlaterne beleuchtet wird. — Der Beamte prüft eingehend meine Fahrkarte.

Die Laterne riecht nach herbem Oel und qualmt verloren; sie hat eine rote und eine grüne Scheibe an den Seiten, und in der Mitte eine farblose.

Das Gesicht des Beamten wirkt, von unten her durch die Dienstlaterne angestrahlt, wie eine grob geschnittene, alte Maske. — Der Mann schaut mich jetzt voll und — etwas vorwurfsvoll an. — Es ist ein Blick, der mir sagen könnte, dass der Beamte mich einzigen ausgestiegenen Reisenden sicher zur Hölle wünscht. — Dabei ist er im Dienst und muss den Zug so und so abfertigen. — Er presst jetzt missmutig die Lippen zusammen; dadurch bläht sich die Oberlippe auf, und der dicke, rötliche Schnurrbart des Mannes rückt dicht unter seine Nase. Eigentümlich, wie genau ich das alles feststelle, vor allem diesen buschigen, rötlichen Schnurrbart.

Der Beamte sagt mir jetzt mit knappen Worten, dass meine Fahrkarte in Ordnung sei, wovon ich ja überzeugt bin.

Der Regen klimpert mit hellen Tönen in die Dachrinne des Sperrehäuschens. — Ich ziehe meinen Mantel fester um mich und frage den Mann nach dem Dorfgasthof. Er zeigt mit dem Finger irgendwohin in die rabenschwarze Nacht hinein und knurrt mit verschlafener Stimme: 15 Minuten ...!»

Meine Taschenlampe spiegelt ihren Schein den in blasenwerfenden Regenpfützen wider. — Ich schreite voran. — «Miserabler Weg!» denke ich.

Ich sehe noch immer den Eisenbahner vor mir und den geisternden Schein der Dienstlaterne — den buschigen, rötlichen Schnurrbart. — Ich leuchte auf meine Uhr: Eine halbe Stunde bin ich schon unterwegs. — Er sagte: 15 Minuten. — Nach weiteren 10 Minuten habe ich mich restlos verlaufen. — Nette Bescherung. — Es fängt an stärker zu regnen; monoton, leise rauschend.

Da sehe ich im Scheine meiner Taschenlampe unmittelbar vor mir ein Gartentor; es ist schmiedeisern. Sollte hier der Gasthof sein? Ich drücke auf die Klinke; sie gibt nicht nach. Ich ziehe den Handschuh aus und fasse nochmals nach der Klinke. Da fühle ich Rost, alten, mürben Rost zwischen meinen Fingern. — Jetzt stehe ich unschlüssig da, jedoch der stärker werdende Regen mahnt mich, und ich schiebe das schmiedeiserne Tor auf. Das heisst: ich will es tun, aber das Tor wird blockiert. Ich beuge mich vor und leuchte zwischen zwei Gitterstäben hindurch auf den Erdboden hinter dem Tor. Da sehe ich, dass ich mit dem Gartentor dicke Laubpolster zusammengeschoben habe. — Ich überlege. — Meine Augen, schon etwas an die Dunkelheit gewöhnt, erkennen vor mir einen lichten Streifen über dunklem Gang: es muss eine baumbestandene Allee sein. — Plötzlich sehe ich ein Licht aufleuchten, sehr weit her scheinend, wohl am Ende der Allee. Das gibt mir neuen Auftrieb, und ich zwänge mich durch den engen Spalt des schmiedeisernen Tores. — Das Laub stemmt sich mir fast feindselig entgegen.

Es ist ein grosser, schattender Gebäudekomplex, vor dem ich bald darauf stehe. Rechts neben dem Portal befindet sich ein Fenster, durch das Lichtschein fällt. Ich klopfe unter Hemmungen leise an die Scheibe. Eigentümlich — auch mein Herz klopft mir. — Totenstille. — Nur der Regen lärmt verhalten in defekten Dachrinnen. — Da kommt hinter den Scheiben des Portals Kerzenlicht auf mich zu. Ein Schlüssel knirscht verrostet, die schwere Tür ächzt auf, und vor mir steht eine wohlbeleibte Frauengestalt. — Wieder beleuchtet



Begeisterte Zuschauerinnen Foto H. P. Roth

Licht ein sehr einprägsames Gesicht, das einem Bild Moritz von Schwinds entnommen sein könnte. Bevor ich etwas sagen kann, spricht mich die ältere Dame an:

«Bitte, treten Sie ein, Monsieur, es regnet stark!»

Das schwere Portal fällt hallend und knarrend hinter mir zu. — Die Frau hält den schweren Leuchter mit einer Kerze etwas hoch und bittet, vorangehen zu dürfen. Ich erwidere nichts; ich kann ganz einfach nichts sagen. — Ein langer Gang nimmt uns auf. Es ist ganz still im Hause. Nur die Schritte der beleibten Dame und meine sind zu hören. — Der Kerzenschimmer weckt die Augen und Gesichter der Ahnen, die entlang dem Gange aus uralten Rahmen auf mich herabschauen. — Dann klinkt die Frau eine Zimmertüre auf, geht voran und brennt mit der Leuchterkerze drei auf einem schweren, sechsarmigen Leuchter stehende dicke, gelbe und bereits halb herunter gebrannte Kerzen an. Sie schaut mich aus guten Augen an und sagt zu mir:

«Willkommen, Monsieur, auf Schloss Beaumont. — Kann ich Ihnen irgendeinen Wunsch erfüllen? — Dieses Zimmer hier ist das des seeligen Vicomte ... das einzige noch bewohnbare im Schloss, ausser dem meinigen ... es wird hier täglich gelüftet und frisches Wasser gebracht ... Gute Nacht, Monsieur, und angenehme Ruhe ...!» Dann schliesst sie leise die Türe.

II.

Ich weiss nicht, wie lange ich schon untätig dastehe. Ich weiss aber, dass ich mich in dem Privatzimmer des verstorbenen Schlossherrn von Beaumont befinde, das ich bei der morgen stattfindenden Versteigerung für meinen Auftraggeber erstehen soll. — Morgen früh 10.00 Uhr soll die Versteigerung im Jagdzimmer des Dorfgasthofes stattfinden. — «Meistbietend» — wie es nüchtern in den Bedingungen heisst, die ich jetzt meiner Aktentasche entnehme und auf den schweren, sauber gedeckten Tisch lege.

Ich sitze dann lange gedankenverloren da; es wird mir plötzlich leicht übel, und ich trinke einen Schluck Cognac aus dem Schraubbecher meiner Reiseflasch; langsam wird mir wieder besser. — Es ist totenstill in dem Zimmer und im ganzen Schloss. — Fast erschrecke ich vor meinen eigenen Geräuschen, als ich zögernd, ja fast vorsichtig, mein Zigarettentui aus der Tasche ziehe und es gedankenverloren in eine Schale lege, die, kunstvoll aus einer unwahrscheinlich grossen und schö-

nen Kirschkrone gearbeitet, auf dem Tische steht.

Da klopft es plötzlich an die Tür. Ich fahre unwillkürlich zusammen. Dann sage ich konzentriert, aber nicht sehr laut:

«Bitte!»

Langsam öffnet sich die Tür und herein tritt ein alter, vornehmer Herr von vielleicht 70 Jahren. Er bleibt auf der Türschwelle stehen und fragt, die Antwort bereits einschliessend:

«Ich darf eintreten?»

Ich nicke nur stumm. — Der alte Herr tritt auf mich zu und stellt sich vor:

«Sie gestatten, Monsieur, Vicomte de B.!»

Ich erhebe mich, fasse mich, und nenne meinen Namen. — Hierauf sagt der alte Vicomte zu mir:

«Aber bitte, behalten Sie doch Platz, Monsieur! — Wollen Sie nicht Ihren Mantel ablegen — er ist doch sehr nass — darf ich Ihnen helfen?»

Ich verneine dankend; eine schnelle Röte aufsteigen verspürend, bin schnell aus meinem Mantel heraus, den mir der Vicomte abnimmt und irgendwohin hängt. — Ich wusste nicht, dass ich den Mantel noch gar nicht ausgezogen hatte. — Ich bin etwas befangen und nehme wieder Platz. Der alte Vicomte tritt nun zu einem wunderbar geschnitzten Pfeifenschrank und entnimmt ihm eine alte, lange Tabakpfeife, die bis zum Fussboden hinabreicht. — Er lächelt dünn und sagt erklärend:

«Meine Lieblingspfeife ... Garde du corps ... ja, ja ...!» Dann entnimmt er einem auf dem Tische stehenden, reich ornamentiertem Kästchen Tabak und stopft mit feinen Fingern die lange Pfeife. Ich will ihm ein Streichholz reichen. Mit einer dankenden, freundlichen Handbewegung lehnt er ab, entnimmt einem kleinen Tischbehälter einen Fidibus, zündet diesen an einer der drei Kerzen im Leuchter an und steckt damit die Pfeife in Brand. — Ich bin jetzt vollkommen unsicher. Alles das Angelernte unserer schnellebigen Zeit will mir in diesem Augenblick als ein grosses Nichts erscheinen. — Wir schweigen. — Der Vicomte raucht geniesserisch und schaut mich an. Es ist eine irgendwie wunderbare Stimmung in dem Raum, aber sie ist auch ebenso geheimnisvoll, bedrückend, ja eigentlich sehr bedrückend — fast erdrückend.

Als der Vicomte seine lange Pfeife mit dem feinen, würzigen Tabak ausgeraucht hat, legt er sie nicht zurück in den Pfeifenschrank, sondern in einen kunstvoll geschnitzten Pfeifenständer. — Dann räuspert er sich etwas, greift in die Brust-

tasche seines Rockes und legt einen Briefbogen vor mich hin, auf dem in charaktvoller Handschrift die Worte stehen:

«Schloss Beaumont, am ...

Ich werde auf der morgen früh 10.00 Uhr stattfindenden Versteigerung des Schlosses Beaumont nicht mitbieten.»

Ich blicke auf die vor mir liegenden Zeilen und denke «Hokuspokus!» — dann unterschreibe ich. — In meinem Gehirn fällt das Relais «Warum?»; ich schiebe es zurück.

Der alte Vicomte faltet, befriedigt und fein lächelnd, den Briefbogen mit der vielzackigen Krone zusammen und steckt ihn in seine uralte, abgegriffene, wappengezierte Briefftasche. — Dann schenkt er aus einer schweren Kristallkaraffe dunkelblutigen Wein in herrliche Römer ein, und ganz leise klingt das kostbare Kristall ...

III.

Ich muss in dem bequemen Ohrensessel eingeschlafen sein. — Durch die zugezogenen Gardinen graut der Morgen ... die Kerzen brennen noch in dem Leuchter und in dem Zimmer ist der Geruch kalten Tabakrauchs. — In dem kostbaren Pfeifenständer liegt eine lange, alte kunstvoll gearbeitete Tabakpfeife der Garde du corps ... der Pfeifenschrank steht einen Spalt weit offen, und in dem nicht geheizten Kamin liegt ein abgebrannter Fidibus.

Ich bin allein. — Mein Blick fällt auf das ölgespachtelte Porträt eines Mannes, das von Meisterhand gemalt, in schwerem Rahmen über dem wuchtigen Schreibtisch hängt. — Es muss das Bild des Schlossbesitzers Vicomte de B. sein, der längst tot ist ... es ist aber auch das Konterfei jenes alten, vornehmen Besuchers der vergangenen Nacht, der sich mir mit «Vicomte de B.» vorstellte.

Als ich das Schloss verlasse, ist es 8.00 Uhr morgens. — Ich will die ältere Dame von gestern Nacht suchen. Da tritt sie mir aus dem Nebenzimmer am Portal entgegen und wünscht mir, mich freundlich anblickend, eine gute Reise. Dabei hält sie die Hände behaglich über der Schürze gefaltet, und ich sehe, dass die kleine Rüsche aus Brüsseler Spitzen an ihrem Kleidkragen blütenweiss ist; ihr Gesicht ist trotz des Alters frisch und rund. — Ich danke etwas zerstreut für die gewährte Gastfreundschaft und wage nicht zu fragen, ob und was ich schuldig bin.

Dann befinde ich mich in der Allee vom Schloss zur Strasse. — Ich möchte mich umdrehen nach

dem Portal, aber — ich kann nicht. — In dem regennassen Sand der Allee finde ich nur — meine Fusspuren vom Abend vorher. — Ich zwänge mich durch den laubblockierten Spalt des alten, schmiedeisernen Tores.

Auf der Chaussee angekommen, frage ich einen des Weges daherkommenden Holzarbeiter, wie ich am besten zum Gasthof komme. — In dem Gasthof soll ja in zwei Stunden die Versteigerung stattfinden. — Mein Kopf ist benommen und ich fühle mich nicht wohl.

IV.

Als ich das Jagdzimmer des Gasthofes betrete, werde ich schon erwartet und mit Hallo empfangen; es sind zwei mir gutbekannte Makler. — Mehr kommen zur Versteigerung nicht. — Wir unterhalten uns. — Ich bin einsilbig.

Da fragt mich der eine meiner beiden Bekannten schmunzelnd:

«Eine dumme Frage: Was gedenken Sie ungefähr zu bieten?»

Ich schaute ihn voll an und erwiderte:

«Ich werde nicht mitbieten!»

Die zwei Makler sind sichtlich betroffen, und der ältere von ihnen sagt impulsiv:

«Wie bitte? Ich habe wohl nicht richtig gehört? Gerade Ihr Urteil sollte uns richtungweisend sein! Warum wollen Sie nicht mitbieten? Dazu sind Sie doch — entschuldigen Sie bitte — hierher gekommen?»

Ich überlege kurz und antworte ihm freundlich:

«Ja ... ich bin schon seit gestern hier ... gestern war das alles noch ganz anders. — Ich kann nicht bieten ...!»

Der jüngere der beiden Makler schaut mich jetzt lange nachdenklich an und fragt mich, zwischen ein paar geschlürften Tropfen alten Cognacs:

«Entschuldigen Sie bitte ... Auftrag zurückgerufen ... ja?»

Ich schweige.

Der ältere meiner beiden Bekannten streift daraufhin nachdenklich die schneeweisse Asche seiner Zigarre in den Ascher ab.

Die Versteigerung beginnt.

Es bietet keiner von uns dreien.

Eine Tür geht; wir schauen uns nicht um. Der Auktionator macht das letzte Gebot; es ist eine unwahrscheinlich niedrige Summe. — Da ertönt hinter uns eine dünne, aber feste und klare Stimme:

«Ich biete!»

Der Mann erhält den Zuschlag. — Ich schaue mich kurz nach ihm um: Es ist der alte vornehme

Vicomte der vergangenen Nacht. — Ich weiss nicht, ob ich ihn ansprechen soll. — Mich fröstelt plötzlich; ich bestelle mir beim Kellner einen Cognac.

Als ich mich zu mir durchgerungen habe, ihn nicht anzusprechen, verlässt er gerade das Jagdzimmer; er zeigt eine vornehme Haltung. — Mit niemanden hat er ein Wort gewechselt.

Ich stehe auf und gehe ihm hinterher. Unaufällig trete ich in die Richtung des Schlosses. — Er geht aufrecht und langsam. — Da tritt der Wirt hinter mich und sagt unaufgefordert zu mir, dem alten Herrn nachblickend:

«Das ist der Bruder des seligen Vicomte de B. — Er hat eine Pension als Oberst der Garde du corps und lebt in P. — Ich habe ihn hier jahrelang nicht mehr gesehen. — Er kam heute morgen mit dem Frühzuge aus P. — Mein Bruder sah ihn aussteigen ...!»

Bolo Maeglin

D E R H E R R G I B T ' S

D E N S E I N E N . . .

Maximilian dehnte sich wohligh im funkelnagelneuen Plüschsessel im dritten Stock des bienenkörblichen Warenhauses. Er zupfte seine weisse Arbeitsbluse zurecht, damit sie keine unordentliche Gattung machte, falls in dieser — wie üblich — stillen Mittagsstunde sich jemand hierher verirren sollte.

Er schaute den Rauchringeln nach, die er verbotswidrigerweise aus seiner Zigarette sog und mit künstlerischem Bemühen gespitzten Mundes in die Luft blies. Er überblickte die Abteilung, die Rollen Linoleum, die Beigen schwerer Teppiche, anschliessend die komfortablen Sessel, deren einer ihm als Ruhestätte diente.

Er dachte sich aus, wieviel Linoleum, Teppiche, Sessel die eigene Wohnung benötigen würde, bis sie aussehen könnte, wie vermutlich die Wohnung

des so stolzen, hochnäsigen Herrn Personalchefs dieses Millionenunternehmens aussah.

Maximilian träumte munter vor sich hin. Seit langer Zeit war das seine liebste Stunde zwischen Mittagessen und erstem Kundenandrang. Man konnte so herrlich vor sich hindösen, seine Rauchschlösser bauen, von pfundigen Trinkgeldern träumen und von den Ueberraschungen, die man damit Frau und Kind bescheren wollte.

Eine dröhnende Stimme riss Maximilian aus seinen Träumen. Er hatte allzuoft in Gedanken mit der Person des Herrn Personalchefs gespielt: *lupus in fabula* — da war er.

«Aha — da haben wir's ja!» schrie der rundliche Mann mit dem Pfirsichgesicht, über dem erstaunlicherweise eine Handorgel von Stirnfalten thronte, und er schnaufte wie eine Dampflokomotive. — Ehe sich Maximilian von seinem Schrecken erholt hatte, stand der gediegen gekleidete und wohlgepflegte Personalgewaltige vor ihm und schnipste wutschnaubend die Asche von seiner Brazil, dass sie auf eine Teppichbeige fiel, welches Ereignis in Maximilians Phantasie sich sofort zu einem historischen Warenhausgrossbrand auswuchs.

«Wissen Sie — das ist die Höhe!» keuchte jetzt der Herr Personalchef. «Bald zwanzig Jahre bin ich jetzt hier — aber das ist mir noch nie passiert!»

Maximilian hatte sich schuldbewusst erhoben, mit dem peinlichen Gefühl, der Gewaltige schiesse mit Kanonen auf Spatzen. Gut, er hatte geraucht und das ausgerechnet in der Teppich- und Möbelabteilung. Aber wenn das einen Vorwurf wert war, so konnte man ihm den doch auch in menschlicherem Tone machen.

Maximilian wusste eben nicht, dass seine bisher so angenehmen Träume mit dem Erlebnis, das dem Herrn Personalchef durch die vorgestrige Mittagspost beschert worden war, in diametralem Gegensatz stand.

«Ein fähiger Personalchef», so schrieb der Verwaltungsrat aus Genf, «hätte auch längst herausgefunden, dass beim heutigen Geschäftsgang der Personalbestand bei weitem übersetzt ist, und er hätte uns infolgedessen Sparmassnahmen vorgeschlagen. Ihre Untätigkeit in diesem Punkte lässt uns vermuten, dass Ihnen an der Wahrung der kaufmännischen Interessen des Hauses und der Aktionäre wenig gelegen ist, und wir könnten uns nur dann zu einer anderen Ueberzeugung durchringen, wenn wir über erwähnte Sparmassnahmen in Bälde von Ihnen genau präziserte Vorschläge erhalten wür-